

sodass dieser unter der Wasseroberfläche verschwindet. Nils bleibt liegen, er steht nicht mehr auf, und Pierre macht keine Anstalten, ihm zu helfen.

Ein Gedanke durchzuckt Benjamin: Sie sterben da unten.

Und da lässt er das Handy fallen und rennt. Er setzt die Steintreppe hinab, nach draußen, der Weg zum See sitzt im Muskelgedächtnis, nach wie vor kann er alles parieren, auch bei dem Tempo, er weicht jeder hervorstehenden Wurzel aus, springt über jeden spitzen Stein. Er rennt durch seine Kindheit. Er kommt an der Stelle vorbei, wo seine Eltern immer in der Abendsonne gesessen haben, bis sie schließlich hinter dem See versank. Er läuft an der Wand vorüber, die der Wald im Osten bildet, passiert das Bootshaus. Er rennt. Wann hat er das zuletzt getan? Er erinnert sich nicht. Sein erwachsenes Leben hat er in einem fortlaufenden Stillstand verbracht, wie in Parenthese, und als er jetzt den Puls in seiner Brust spürt, erfüllt ihn eine seltsame Euphorie, darüber, dass er kann, oder vielleicht vor allem: darüber, dass er will. Er spürt die Kraft, die darin liegt, dass ihn endlich etwas antreibt. Und er springt über den kleinen Damm, an dem er als Kind immer Kaulquappen gefangen hat, und stürzt sich ins Wasser. Er greift nach seinen Brüdern, bereit sie zu trennen, merkt aber, dass es nicht mehr nötig ist. Sie haben aufgehört, sich zu schlagen. Sie stehen nah beieinander im hüfthohen Wasser, ein paar Meter weit im See. Sie sehen einander an. Ihr dunkles Haar ähnelt sich, ihre Augen sind identisch, haben dieselbe kastanienbraune Farbe. Sie sagen nichts. Es wird still auf dem See. Nur das Geräusch dreier Brüder, die weinen.

Auf der Steintreppe untersuchen sie ihre Verletzungen. Sie entschuldigen sich nicht, denn sie wissen nicht, wie das geht, es hat ihnen niemand beigebracht. Vorsichtig tasten sie einander ab, tupfen ihre Wunden, pressen ihre Stirnen gegeneinander. Dann umarmen sie sich.

In der dumpfen, feuchten Sommerstille hört Benjamin plötzlich Motorengeräusche im Wald über ihnen. Er blickt zum Hang hinauf. Ein Polizeiauto pflügt langsam durch das blaue Grün, die Traktorspur zum Hof hinunter. Da steht das Sommerhaus, einsam auf einer Landzunge, in der nie ganz schwarzen Juninacht.

KAPITEL 4

Die Rauchsäule

Mama und Papa standen vom Mittagessen auf der Terrasse auf. Papa sammelte die Teller ein und stellte die Gläser ineinander. Mama nahm den Weißwein mit in die Küche und verstaute ihn im Kühlschrank. Zeichen von Aktivität auf der Toilette, die Wasserpumpe quietschte ein paarmal. Papa spuckte kräftig ins Waschbecken. Anschließend schleppten sie sich hintereinander die Treppe hinauf. Benjamin hörte die Schlafzimmertür zuschlagen, dann wurde es still.

Sie nannten es »Siesta«. In Spanien mache man das ständig, hatten sie den Kindern erklärt. Eine Stunde Nickerchen nach dem Essen, um frisch und mit neuen Kräften bis zum Abend zu kommen. Für Benjamin war es eine lange Stunde Nichts, gefolgt von einer eigenartigen, weiteren halben Stunde, in der die Eltern wieder auf die Terrasse hinauswankten und schweigend und gereizt auf ihren Plastikstühlen saßen. Benjamin hielt sich in der Regel etwas abseits, um sie in Ruhe aufwachen zu lassen. Doch schon bald gesellte er sich zu ihnen, und auch seine Brüder kamen aus unterschiedlichen Richtungen herbei, denn manchmal nach der Siesta konnte es vorkommen, dass Mama ihnen etwas vorlas. Wenn das Wetter gut war, auf einer Decke im Garten, wenn es regnete, auf der Küchenbank vor dem Kamin. Schweigend lauschten sie, wenn sie ihnen aus den Klassikern vorlas, Büchern, von denen sie fand, dass sie sie kennen müssten. Es gab dann nichts anderes mehr, außer Mamas Stimme, und mit der freien Hand fuhr sie einem von ihnen durchs Haar, und je länger es dauerte, desto näher fühlten sie sich ihrer Mutter, und gegen Ende war es, als bildeten sie einen einzigen Körper, man wusste nicht, wo ein Kind aufhörte und das nächste begann. Wenn das Ende eines Kapitels erreicht war, schlug Mama das Buch mit einem Knall vor der Nase eines der Kinder zu, und alle jauchzten begeistert.

Benjamin setzte sich auf die Steintreppe. Das Warten, das vor ihm lag, war lang. Er schaute auf seine zerschrammten Sommerbeine hinunter, sah die Mückenstiche auf den Schienbeinen, roch den Duft seiner sonnengebräunten Haut und der Salubrinlösung, mit der sein Vater ihm die Füße gegen die Brennnesselstiche eingeschmiert hatte. Sein Herz schlug schneller, obwohl er sich nicht bewegte. Er spürte keinen Überdruß, sondern etwas anderes, schwer Fassbares. Er war traurig, ohne zu wissen, warum. Er schaute über den windstillen Hang zum See hinunter, die sonnenzerfressene, weiß gewordene Wiese. Und er spürte, wie alles um ihn herum nachgab. Es war, als senke sich eine Käseglocke

über die Landzunge. Mit dem Blick folgte er einer Wespe, unruhig kreiste sie über einer Schüssel mit Sahnesauce, die auf dem Tisch draußen stehen geblieben war. Die Wespe war schwer und unberechenbar, es schien, als bewegten sich ihre Flügel immer langsamer, mit wachsender Mühe, bis sie der Sauce zu nahe kam und klebenblieb. Benjamin sah ihr dabei zu, wie sie kämpfte, um sich zu befreien, wie ihre Bewegungen immer schwächer wurden, bis sie zum Schluss ganz aufhörten. Er lauschte dem Vogelgesang, der plötzlich etwas Seltsames bekam, als zwitscherten die Vögel langsamer, in halbem Tempo. Dann verstummten sie ganz. Benjamin spürte, wie ihn Panik ergriff. War die Zeit stehengeblieben? Er klatschte fünfmal in die Hände, wie er es immer tat, um wieder zu sich zu kommen.

»Hallo«, rief er ins Leere. Er stand auf, klatschte erneut fünfmal, so fest, dass seine Handflächen brannten.

»Was machst du da?«

Pierre stand ein Stück weiter unten Richtung See und blickte zu ihm hinauf.

»Nichts«, sagte Benjamin.

»Wollen wir angeln?«

»Okay.«

Benjamin stand auf und holte seine Gummistiefel aus dem Flur. Dann ging er außen ums Haus und nahm die Angelrute, die an der Rückwand lehnte.

»Ich weiß, wo es Regenwürmer gibt«, sagte Pierre.

Sie gingen hinter den Stall, wo die Erde feucht war. Zwei Spatenstiche und plötzlich glänzte die Erde vor Regenwürmern. Die Brüder zogen sie aus der Erde und legten sie in ein Glas, wo sie unbeteiligt liegenblieben, ohne sich darum zu scheren, dass sie gefangen waren. Pierre schüttelte das Glas und stellte es auf den Kopf, um Leben in die Würmer zu bringen, aber sie schienen alles gelassen hinzunehmen, auch den Tod, denn als Benjamin sie unten am See auf den Haken spießte, protestierten sie nicht, sondern ließen sich widerstandslos durchbohren.

Benjamin und Pierre wechselten sich dabei ab, die Angel zu halten. Der Schwimmer war rot und weiß und auf der Wasseroberfläche gut zu sehen, außer, wenn er in der Straße aus Sonnenlicht auf dem See verschwand. Am Ufer entlang kamen die Schwestern Larsson auf sie zu, die drei Hühner hier auf dem Hof, gemeinsam, und doch jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, in verschiedene Richtungen den Boden pickend, leise glucksend. Benjamin hatte es noch nie gemocht, wenn sie ihm zu nahe kamen, ihr Verhalten entbehrte jeder Logik. Er war angespannt, jetzt konnte alles geschehen, wie wenn ein Betrunkener auf dem Marktplatz einen plötzlich ansprach. Noch dazu war eines der Hühner blind, hatte Papa gesagt, und konnte ausflippen, wenn es sich bedroht fühlte, und so starrte Benjamin ihnen immer in die leeren Augen, fand

aber nie heraus, welches von ihnen nichts sah. Waren sie nicht eigentlich alle blind? Wenn sie nervös über das Gelände stakten, schien es fast so. Papa hatte sie vor ein paar Sommern gekauft, um sich endlich seinen Lebenstraum von frisch gelegten Eiern zum Frühstück zu erfüllen. Er gab ihnen zu fressen, warf ihnen nachmittags Trockenfutter hin und rief »putt, putt, putt«, und abends scheuchte er sie in den Stall, das Geräusch des Kochlöffels, der gegen einen Topf schlug, hallte über den ganzen Hof. Jeden Morgen war es Pierres Aufgabe, ins Hühnerhaus der Schwestern Larsson zu gehen und die Eier zu holen, und dann kam er über den grasbewachsenen Weg zum Haus zurückgerannt, mit dem Schatz in seinen Händen, und Papa eilte in die Küche und setzte einen Topf Wasser auf. Es wurde ihr gemeinsames Ritual, Pierres und Papas, und auch für Benjamin war es ein schöner Moment, denn er beruhigte ihn, er war hell und man konnte darin verschnauften.

Die Hühner hörten auf herumzupicken und sahen die Brüder mit ihren toten Augen an. Benjamin machte eine Bewegung in ihre Richtung, und sofort kam Leben in die Schwestern Larsson, mit langen Schritten liefen sie weiter, starrten ins Gras hinunter. Sie rannten vorbei und waren fort.

Als es am Schwimmer ruckte, hielt Pierre gerade die Angel. Erst war es nur ein leises Zittern, dann verschwand der Schwimmer ganz im schwarzen Wasser.

»Es hat einer angebissen!«, rief Pierre. »Nimm du sie!« Er reichte Benjamin die Angel.

Benjamin machte es, wie Papa es ihn gelehrt hatte, er riss den Fisch nicht sofort aus dem Wasser, sondern versuchte, ihn vorsichtig an Land zu ziehen. Benjamin zog in die eine Richtung, der Fisch in die andere, mit einer Kraft, die Benjamin überraschte. Als er die Umrisse des Fisches unmittelbar unter der Oberfläche ausmachte und sah, wie er kämpfte, um sich zu befreien, rief er: »Schnell, einen Eimer!«

Pierre blickte sich ratlos um. »Einen Eimer?«

»Nils!«, rief Benjamin. »Bring uns schnell einen Eimer! Wir haben einen Fisch gefangen.«

Er sah, wie sich die Hängematte bewegte, Nils lief zum Haus und kam dann mit einem roten Eimer zu ihnen herunter. Benjamin wollte nicht zu fest ziehen, aus Angst, die Angelschnur könnte reißen, doch er musste hart dagegenhalten, als der Fisch Richtung Seemitte zerrte. Sofort trat Nils einen Schritt ins Wasser und tauchte den Eimer in den See.

»Zieh ihn raus!«, rief er.

Der Fisch schlug gegen die Wasseroberfläche, näherte sich wieder dem Ufer. Nils machte einen weiteren Schritt ins Wasser, seine kurze Hose wurde nass, dann schöpfte er den Fisch heraus.

»Ich habe ihn!«, schrie er.

Sie versammelten sich um den Fisch und starrten ihn an.

»Was ist das für einer?«, fragte Pierre.

»Ein Barsch«, antwortete Nils. »Aber ihr müsst ihn wieder reinwerfen.«

»Warum?«, fragte Pierre überrascht.

»Er ist zu klein«, sagte Nils. »Den kann man nicht essen.«

Benjamin schaute in den Eimer und sah, wie der Fisch gegen die Wände schlug. Er war kleiner, als er ihn im Kampf im Wasser eingeschätzt hatte. Die kammförmigen Schuppen glitzerten, die scharfen Flossen auf dem Rücken standen borstig ab.

»Bist du sicher?«, fragte Benjamin.

Nils grinste.

»Papa lacht euch aus, wenn ihr ihm den zeigt.«

Pierre packte den Eimer und ging entschlossen Richtung Haus. Benjamin folgte ihm.

»Was macht ihr da? Ihr sollt ihn wieder ins Wasser werfen«, rief Nils. Als sie nicht antworteten, rannte er ihnen hinterher.

Drinnen in der Küche hatte Pierre den Eimer auf den Tisch gestellt. Er schaute auf den Fisch hinunter, das rote Plastik spiegelte sich in seinem Gesicht, sodass es aussah, als würde er erröten.

»Wollen wir ihn lebend braten?«, fragte er ruhig.

Nils starrte ihn entsetzt an.

»Du bist verdammt noch mal nicht normal«, sagte er.

Er drehte sich um und ging hinaus. Als er unter dem Fenster vorbeiging, hörte Benjamin ihn murmeln: »Was für ein Irrenhaus.«

Benjamin blickte ihm hinterher, sah, wie er sich in die Hängematte legte.

»Wir braten ihn lebend«, wiederholte Pierre.

»Nein«, sagte Benjamin. »Das geht nicht.«

Pierre kletterte auf einen Stuhl und nahm eine der Bratpfannen herunter, die über dem Spülbecken an der Wand hingen. Er stellte sie auf den Gasherd und musterte ratlos die Knöpfe der einzelnen Platten. Er drehte, und sofort war das leise Zischeln des Gases zu hören. Er beugte sich vor, untersuchte das Kochfeld.

»Wie kriegt man das Feuer an?«, fragte er. Er drehte den Knopf hin und her, hörte aber nur das Gas kommen und gehen. Er wandte sich zu Benjamin um.

»Hilf mir doch mal!«

»Du brauchst Streichhölzer dafür«, sagte Benjamin.

»Hilfst du mir jetzt, oder nicht?«

»Pierre«, sagte Benjamin. »Man kann keinen lebenden Fisch braten.«

»Klappe«, sagte Pierre. »Hilf mir einfach.«